[s.n.]

Autor(en): **Khajjam, Omar**

Objekttyp: **Article**

Zeitschrift: **Der Freidenker [1927-1952]**

Band (Jahr): **10 (1927)**

Heft 14

PDF erstellt am: **28.05.2024**

Persistenter Link: https://doi.org/10.5169/seals-407413

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.
Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.
Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein Dienst der *ETH-Bibliothek*
ETH Zürich, Rämistrasse 101, 8092 Zürich, Schweiz, www.library.ethz.ch

http://www.e-periodica.ch

BERN, 31. Juli 1927. DER Nr. 14 - 10. Jahrgang.

FREIDENKER

ORGAN DER FREIGEISTIGEN VEREINIGUNG DER SCHWEIZ

Erscheint regelmässig am 15. und letzten jeden Monats

Adresse des Geschäftsführers: Geschäftsstelle der F. V. S. Postfach Basel 5 Postcheck-Konto Nr. V. 6915

In Kirchen und Moscheen und Synagogen
Wird man um seiner Seele Ruh' betrogen;
Doch dem, der der Natur Geheimnis ahnt,
Wird keine Angst vor'm Jenseits vorgelogen.
Omar Khajjam, gest. 1123.

Abonnementspreis jährl. Fr. 6.— (Mitglieder Fr. 5.—)
Inser.-Ann.: Buchdr. Tscharnerstr. 14a
Feldereinteilung 1/32, 1/16, 1/8 S. etc.
Tarif auf Verlangen zu Diensten

Ueber Selbstmord.

Von Dr. Hans Schmidt, Nürnberg.

Wir geben im Folgenden einer Abhandlung Raum, mit deren Inhalt wir Alle wohl uns schon beschäftigt haben, doch bot sich leider noch nie die Gelegenheit, das »Recht auf den Tod« an dieser Stelle offen zur Sprache zu bringen. Diese Ausführungen mögen nun dazu angetan sein, einen Gedankenaustausch darüber anzuregen. Die Red.

Wir erhalten plötzlich die unvermutete Nachricht, dass ein Mensch, den wir kennen, Selbstmord verübt habe. Welche Wirkung hat diese Kunde auf unser Gemüt? Ich glaube, diese Wirkung ist gar nicht so leicht zu beschreiben, sie ist vielleicht noch schwerer zu analysieren. In den allermeisten Fällen wird eine solche Fülle von Gefühlen unsre Brust durchwogen, dass ein klares Unterscheiden und Auseinanderhalten dieser Gefühle zunächst unmöglich ist. Geschieht dies aber wenigstens nachträglich doch, so ist zehn gegen eins zu wetten, dass der kühl reflektierende Verstand die warme Ursprünglichkeit des Erlebnisses schon so sehr verändert hat, dass sich unsere mühsame Formulierung zu dem ersten Eindruck verhält wie das scheinbar so naturwahre Bild einer Landschaft zu dieser Landschaft selbst. Ich glaube aber nicht zu irren, wenn ich unter jenen den ersten Eindruck beherrschenden Gefühlen Erschrecken und Entsetzen, dann aber Mitleid, Wehmut, Bedauern finde, denen sich leicht Erstaunen, ja Bewunderung beigesellt. Alle diese teils miteinander streitenden, teils sich gegenseitig steigernden Gefühle schmelzen zu einem grossen Grundgefühl zusammen, dem wir vielleicht in Worten den Ausdruck verleihen: »Wehe, das sollte nicht sein!« Dieser Aufschrei »das sollte nicht sein!« wird sich selbstverständlich ganz nach den näheren Verhältnissen lauter oder leiser, verzweifelter oder ergebener vernehmen lassen, er wird bei einem Verbrecher, der einem verfehlten Leben ein Ende macht, anders klingen als bei einem hoffnungslos Kranken, der freiwillig unerträglichen Qualen entrann — ganz schweigt er nie. Was hat nun jenes »Das sollte nicht sein!« zu bedeuten?

»Alle Geschöpfe,« sagt Goethe, »hängen am Leben; so will es die Natur.« Von den zwei stärksten Trieben des Menschen, dem Selbsterhaltungs- und dem Arterhaltungstriebe, von Hunger und Liebe, ist der erste zweifellos der stärkere. Die Blume, die auch mit schwachen Kräften aus dem Schatten ins Sonnenlicht strebt, das Tier, das sich dem verschlingenden Feinde mit allen Waffen, die ihm Natur verlieh, widersetzt, der Mensch, der auf dem Krankenbett noch im Angesicht des Todes den Arzt um Rettung anfleht: sie alle zeigen uns aufs anschaulichste, wie das Leben nichts als organismus-, als fleisch- und leibgewordener Selbsterhaltungstrieb ist. Tief ist dieser Trieb, sich zu nähren und zu wehren, allem Lebendigen eingepflanzt, und die niedrigsten Formen des Lebens, die, wie man annehmen darf, das Licht des Bewusstseins noch nicht erhellt, betätigen ihn ebenso deutlich wie die höchsten, die den finsteren Weg des Willens mit der Fackel der Vernunft beleuchten. Gerade weil jedes Wesen am Leben hängt, weil der Selbsterhaltungstrieb die letzte, nicht weiter zu er- und begründende Offenbarung der Natur ist, deshalb erscheint uns mit Recht der Mord als ein so fluchwürdiges Verbrechen, deshalb sprechen wir zu einem Mörder wie in Hebbels Tragödie Marianne zu Herodes: »Ein Leben hat jedermann, und keiner will das Leben sich nehmen lassen... Solch einen Frevel verdammt das ganze menschliche Geschlecht.....« Verneint der Mörder den Selbsterhaltungstrieb anderer, so sagt der Selbstmörder zu seinem eigenen »Nein!« Beider Nein gilt unser Aufschrei »das sollte nicht sein!« Aber so fluchwürdig und verdammenswert wir die Tat des Mörders schelten, die des Selbstmörders dünkt uns — wenn auch selbstverständlich nicht schlechter, ja nicht einmal schlecht — seltsamer, rätselhafter, schwerer ergründbar, unnatürlicher das alles, weil sie dem eigenen Selbsterhaltungstrieb widerspricht.

Die Stimme der Natur, also auch jenes einzelnen Stückes Natur, das sich Mensch nennt, schreit eben laut: »Ich will leben!« Darum kommt uns ein Grauen an, wenn sich bei einem Menschen diese Natur plötzlich verkehrt und ihre Stimme sich in ein fürchterliches »Ich will nicht leben!« verwandelt. Dieses Grauen ist von Fluch und Verdammung, überhaupt von aller moralischen Einstellung weltenweit entfernt. Es entspricht eher dem Gefühl, mit dem wir ein seltenes schreckliches Naturereignis erleben.

Je lebensfroher wir selber sind, je unmittelbarer und ursprünglicher wir unserem Selbsterhaltungstriebe folgen, je beglückender uns aus dem heiligen Mutterschoss des Lebens die Quellen Arbeit und Genuss entgegenrauschen, je mehr Werte intellektueller und moralischer, geistiger und künstlerischer Art wir dem Leben abzugewinnen verstehen, umso gewaltsamer und niederwuchtender ergreift uns der Gedanke: Hier war ein Mensch, der dies alles nicht mehr hatte und konnte, dem der Quell der Lebensfreude versiegt, das Leben wertlos geworden, ein Untüchtiger, dem diese Welt verstummt war. Wir sagen noch einmal: »Das sollte nicht sein!« Aber wir bleiben dabei nicht stehen, sondern fragen Warum? und Woher? Es müssen gewaltige Kräfte sein, die einen Menschen dahin bringen können, sein Leben, sich selbst zu verneinen; erst wenn wir sie kennen gelernt, den Dämonen ins dunkle Auge geblickt haben, dürfen wir uns ein Urteil über den Selbstmord anmassen.

»Im Ganzen«, sagt Schopenhauer, »wird man finden, dass, sobald es dahin gekommen ist, dass die Schrecknisse des Lebens die Schrecknisse des Todes überwiegen, der Mensch seinem Leben ein Ende macht.« Damit ist einmal gesagt, dass es sehr viele und sehr verschiedene Ursachen, Gründe und Anlässe zum Selbstmord gibt und dass zum andern diese Ursachen nicht nur in den in Betracht kommenden Schrecknissen des Lebens, sondern auch in der gesamten geistigleiblichen Verfassung des betreffenden Menschen liegen. Leidenslasten, mit denen der eine spielend fertig wird, kann der andere nicht ertragen; Widerstände, an denen der Schwache zerbricht, stählen gerade den Charakter des Starken. Der Optimist wird selbst in einem wüstengleichen Leben noch eine Oase oder wenigstens eine Fata morgana zu finden wissen, bei deren Anblick sein Selbsterhaltungstrieb auflebt, während der Pessimist auch in der paradiesischsten Landschaft seines Daseins einen Wolkenschatten sieht, der ihm das ganze Paradies verdüstert. Dieses Bedenken zeigt uns die subjektive Bedingtheit des Selbstmordes. Die objektive sind eben jene Schrecknisse, die — immer unter Berücksichtigung der subjektiven Bedingtheit — zum Selbstmord treiben können. Wirtschaftliche Nöte, dauernde Arbeits- und Erwerbslosigkeit, körperliche und geistige Krank-